

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 258.

Freitag, 4. November

1927.

(22. Fortsetzung.)

### Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

#### Beginn des Dramas.

Noch nie gab es eine brausendere Unterhaltung bei Nijnheer van Kersten, als während der heutigen Abendtafel. Besonders Kujuma ist in seinem Element.

Niederländische Kolonialmöbel stehen schwarz und wuchtig an den Wänden. Nur der Tisch ist beleuchtet. Im Schatten rührt sich das lautlos hantierende Hin und Her der kleinen Dienerinnen. Durch die glaslosen Fenster haucht die Nacht schwere Düste. Wie süßes Gas kriecht es von den Drähtabatten und von weißen Trompetenblüten der Büsche.

Kujuma trägt jetzt wieder Anzug und Käppchen. Der Märchenprinz, der heute früh noch Führer war durch eine verwunschene Welt, ist zum Springlebendigen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts geworden, dessen animierter Sprachenmischmasch sich drollig übersetzt. . . . Was soll man denken von dieser Proteus?

Kehmerdills Gesicht ist gerötet. Er lacht und wechselt Scherze mit dem behäbigen Hausherrn. Der Sekt, mit Burgunder gefärbt, sprudelt; das erhitzte Blut treibt die vier Leuten zu unaufhörlichem Geplänkel. Es ist, als wolle man eine breite Wand von Lustigkeit gegen Dinge errichten, die vielleicht in der Schwärze draußen weben.

„Nun, Herrschaften“, fragt van Kersten in eine plötzliche Pause hinein, „wie gefiel Ihnen das Wajang-Drang? Bei mir ist es Stück meines Daseins; ich bin sechsundsechzig Jahre hier. . . . Aber der kleinen Frau war es neu. . . .“

Der Doktor hebt die Stimme. „Eine merkwürdige Sache ist das, Kersten! Zehn Jahre — und das ist auch ein Zeitchen! — schufte ich schon auf dieser Insel, klein, eingesperrt und erbärmlich. So stumpf wird man, daß man nicht einmal mehr weiß, wie nahe man dem Wunder haust. . . . Lachen Sie mich aus? — Kann man überhaupt mit Worten an dies Wunder tasten? An diese Bühnenräume, diese Singpantomimen voll phantastischer Bildhaftigkeit? Bezauberung ist das. . . . Oh, und das Gamelang! Man schmilzt ganz dahin in den wachsenden und löschenden Fugen, im süßen Gesumm und Messinggepöller, in der Einheit von Geste, Rhythmus und Apostrophe; köstlich wohl fühlt man sich bei dem Kunstgepurzel trübender Clowns. . . .“

„Moie —, moie!“ ruft van Kersten mit Stentorstimme.

Noras Hand sucht die seine.

„Gut gebrüllt, Löwe“, lächelt sie.

Kujuma sieht mit runder Braue herüber. Martet er? Der Sultan fährt der Doktor halb abwesend fort — „hat Geschmeck, Kersten! Ich sitze zu seiner Rechten, Nora zu seiner Linken. Von Enthusiasmus sprudelt er über wie eine ungekippte Geneverflasche. Ein Kind im Zirkus könnte nicht glücklicher sein. Er bläht sich vor Stolz in seiner violetten Samtjacke, er unterhält sich köstlich! Er applaudiert im höchsten Diskant! — Vergebung, Kujuma, wenn ich Ihren erlauchten Vetter zu drastisch schildere!“

„Der Sufuhunan durfte sich diesmal gehen lassen“,

fügt Kujuma ein. „Ich hatte sein Geschäftchen geregelt. Das machte ihn froh. Außerdem war der Besuch nur halboffiziell. Er ist sehr stolz auf seine Tanztruppe.“

„Und die Hauptszene?“ fragt Kersten.

„Ja! . . . Die Klimax. . . . Nun, es ging um eine geraubte Kostbarkeit, ein Kind von hoher Geburt. Eine funkelnde Puppe, große Augen und Vogelstimme; jammernd protestiert sie. Denn ein Waldmensch, spreizbeinig, grölend, seiner Elefantenkräfte sich bewußt, beansprucht sie. Er zittert mit Schulter- und Nackenmuskeln, so daß seine teuflisch lackierte Maske wackelt, und sein ganzer Schmuck blechern rasselt. Und als sie schon ganz vernichtet ist von dem groben Gebrüll und sich am Boden windet, springt der Retter herzu. Ein schlanker Prinz, dünnarmig, schier spinnengliedrig von Kasse, und das Lehte von Eleganz; er kämpft mit gewandtem Wort; setzt Geist neben Plumpheit; Kris gegen Keule; Ironie gegen Gebrüll. . . . Das ist die Szene. Eine unerhörte Szene.“ Er wiegt begeistert den Kopf.

„Kennst du dies Drama?“ fragt Kersten zu Kujuma hinüber.

Kujuma spricht überraschend ein paar schnelle javanische Sätze, und Kersten lacht.

„Was war das? Kennst er es?“

„Er sagt, Mevrouw“, erklärt der Hofarchitekt behaglich, „daß es nur eine einzeln herausgerissene Szene aus einem längeren Stück war. Der Prinz besiegt, sagt er, den Waldmensch nur für kurze Zeit. Dann erhole dieser sich wieder, und der Prinz ziehe den kürzeren.“

„Und die Prinzessin?“

„Versöhnt sich“, greift Kujuma lächelnd das Gespräch auf, „mit ihrer neuen Situation. Der Stoff stammt aus der Hindumytho. Er ist sehr alt; sehr beliebt. Der Prinz ist nur ein Schwächling, wie soll man sagen? Ein Bluff. . . . Er schießt mit Worten.“

„Ein sehr interessanter Stoff“, sagt Nora singend. Plötzlich lacht sie auf und wendet sich dann bittend an Kersten.

„Wenn nicht alle Fenster offen ständen, könnte man denken, man säße in einer Zelle. Es ist heute schauderhaft schwül.“

„In der Tat?“ fragt der gute Alte bestürzt. „Sie sehen etwas erschöpft aus, Kindchen. Ich will sehen, ob ein Fächer zu finden ist. . . .“

Seine verschmigten Augen wandern über die Gruppe; dann erhebt er sich und verläßt den Tisch.

Nach seiner Schilderung hat Kehmerdill ein Glas hinuntergegossen. Seit Kujumas Antwort ist er schweigsam. Seine Augen glänzen heftig. Jetzt sagt er brüsk und ungehobelt:

„Was hast du hier Anzüglichkeiten zu reden?“

Der Javane zuckt im Stuhl zusammen. Dann lächelt er und sagt: „Anzüglichkeiten, Doktor? — Woran denkst du?“

„Nun, an den Fortgang der Wajang-Drang-Komödie. Das hast du glatt erfunden.“

„Dann wäre ich vielleicht ein. . . . gewissenloser Prophet. . . . Aber ist es jetzt an der Zeit, sich damit aufzuhalten?“

Er blickt sich schnell überall um und flüstert rapid über den Tisch:

„Doktor, man sucht dich! Man weiß nicht, wo du hefst! Man tritt mit Fragen an mich heran . . .“ Seine Augen fladern auf und heften sich verzehrend auf Nora. „Du und Mevrouw, ihr verkennt mich! Ich bin euer Freund! Ich meine es gut mit Mevrouw!“

Nora zieht die Schultern zusammen und redt sich im Stuhl. Ihre Augen sind geschlossen.

„Du meinst es sogar vielleicht zu gut mit Mevrouw“, jagt Rehmerdill. „Aber du bist übersflüssig.“

„Doktor!“ zischt Kusuma und lauscht wieder nach hinten. „Diesen Ton wirst du bereuen . . . Nur ein Wort von Mevrouw, dann behalte ich die Adresse . . . Ich habe zwei Offerten für die Information . . . Es ist nicht nur Mijnheer Erdbrink, der euch sucht. Dein Schwager . . .“

„Siehst du!“ schreit Rehmerdill auf mit einer zerborsternen, doch weithin schallenden Stimme. „Heyermans hat recht, wenn er euch und die Indos in einen Topf wirft! Einen netten Freund stellst du vor! Dem Höchstbietenden verkaufst du mich! Wenn man euch zehnmal als Menschen behandelt und euch den primitivsten Zustand zutraut, den wir verkorsteten Europäer uns noch gerettet haben — ihr könnt die Schleichwege nicht lassen!“

„Otto! Mäßige dich!“ ruft Nora. „Kersten kommt!“ Sie zerrt an seinem Arm . . .

Der Hofarchitekt hat Platz genommen und Nora einen rotgoldenen bemalten chinesischen Fächer überreicht. Sie entfaltet ihn mit schuhähnlichem Geräusch und fächelt sich heftig.

Doch Rehmerdill schweigt nicht; er will es einmal herausjagen, Kersten hin und her — er will diesen vertrackten Fuchs Kusuma in den Bau verfolgen . . .

„Provisionen hast du verdient“, schreit er in derselben Stimmlage, „Tausende von Gulden hast du eingekassiert für deine politischen Schachergeschäfte . . . Gut; das machen andere auch. Aber wenn man hinabsteigt, um seine eigenen Freunde zu erpressen, so ist das Mischlingsmanier . . . Das hätte ich dir nicht zugeutraut. Aber ich habe jetzt meine Lehre weg!“

— „Aber Herrschaften!“ sagt Kersten. „Was zankt ihr euch! — Noch ist die kleine Frau hier! Noch bin ich hier!“

Kusuma schlüpft hinter die Lehne des eigenen Stuhles, halb in den Schatten. Von dort tropfen seine Worte herüber wie Öl.

„Wie tölpelhaft, Doktor. Du empfindest dich ganz als Europäer? Jahrelang hast du uns geneckt. Wir haben stets Spaß verstanden. Du gehörst ja zu uns.“

„Zu euch!“ — Eine Blutwelle steigt in Rehmerdills Kopf.

„Sachte, mein Freund. Du wirst es merken. Auch jetzt verstehen wir noch Spaß. Willst du uns insultieren? Arm in Arm mit Mijnheer Buh-Buh? Oder Heyermans? Doktor, du dauerst mich. Du weißt selbst nicht, wohin du gehörst. Nimmst man dir —“ beschließt er zynisch, — das weiße Pulver weg — was bleibt dann von dir übrig?“

Ein kleiner Laut der Qual steigt aus Noras Kehle. Sie knallt den Fächer auf den Tisch.

„Schweigen Sie!“

Rehmerdill greift nach vorn; ein Burzelschloß wirtelt durch die Luft. Mit hartem Splittern kracht eine Flasche auf den Knieen.

„Ziele besser, Doktor“, tropfen die sanften Worte aus etwas größerer Entfernung. „Nicht triffst du nie.“ Der Doktor stöhnt auf und will, trotz Noras Umklammerung, um den Tisch herum und dem Tücher zu Leibe. Da sinkt er auf seinen Stuhl zurück.

Denn plötzlich spricht eine andere Stimme aus derselben Richtung weiter, tief und metallisch:

„Das geht ja lebhaft hier zu, ho, ja. Ganz gut, daß man den Intriganten hinausjagt.“

Im Gang steht Erdbrink in voller Größe. Kusuma ist verschwunden. (Fortsetzung folgt.)

## Früh jagt der Herbst.

Das Jahr neigt sich verlegen  
Irdisch dem End entgegen.

Es ist zu spät.

Der Bäume Düste sind verweht.

Wild und bitter.

Der Träume Sommer hat sich stumm verzogen.

Berschnit die Zeit, wo großes Feuer floß.

Dart ward der Boden, steif;

Es steigt der rasche Keß.

Grau schob Herbstnebel über Flur und Au.

Nebel umzingelt die Mauer desmonds.

Zur Heimat ringelt Trauer das Herz in Gedanken zurück.

Schnell und stürmisch drängen die Wellen des Stromes Fens.

Ich zitterte: Anglüd ist die grüne Decke des Leiches,

Der Herbst ist das verwitterte Todesstammhaus des alten

Zeitreiches.

Li Tai Pe.  
(Nachdichtung von Albert Ehrenstein.)

## Waldnacht.

Von Eduard Wienrich.

Eine Einladung habe ich erhalten zum Weidwerken im weiten, ausgebreiteten Forst. Kein Wöllchen am blauen Himmel. Goldige Herbstsonne überall in dunkelgrünen Kiefern und im bunten Laub der Birken und Eichen. Mein liebenswürdiger Jagdpächter hat mich nachmittags selbst hinausgebracht mitten in das herrliche Revier. Ich bin ihm innerlich dankbar dafür, daß wir uns nicht in großer Gesellschaft befinden. Zu zweien wandern wir durch hohes Stangenholz, vorbei an jungen Schonungen, wenig sprechend, aber desto mehr sehend. Ein Revier mit weidmännisch geheatem Reßbestande ist es, in dem wir auf grasigen oder sandigen Holzabfuhrwegen vorandriften. Überall Fährten der lieben, zierlichen Geschöpfe. Morgen sollen die großen Ditzungen getrieben werden. Ich freue mich, daß nur Hasen und Kaninchen geschossen werden sollen, aber um die Welt kein Reh. Auch Fuchs und Dachs sollen vorläufig noch geschont werden. Man kann darüber anderer Meinung sein. Selten nur kann ich die Spur eines Löfelmannes feststellen, und wenn ich von dem lieben Menschen an meiner Seite höre, daß man sage und schreibe acht Fuchsgehede hat unangestastet hat hochkommen lassen, dann braucht man sich gewiß nicht noch einen besonderen Wunderbeutel über diese Hasenarmut umzuhängen, denn es steht wohl fest, daß Keinedes die Junghasen allesamt mit Haut und Haaren aufgetrieben haben. Und ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, wird es wohl auch den flinken Karnideln ergangen sein. — Aber wenn man den Fuchs lieber hat als Hasen und Kanin, — dann hat eben jeder recht von seinem Standpunkt, und es ist schon so, was dem einen ein Foh, das ist eben dem andern ein Has. Na ja, — und schließlich gibt es wohl höhere weidmännische Lust, als wenn im Winter beim Waldtreiben dem lautlos verharrenden Jäger ein Fuchs nach dem anderen vors Rohr kommt?

Wir sind rechts abgebogen. An der Ede eines fünfzigjährigen Kiefernbestandes machen wir Halt. Ein grün gestrichenes Jagdhäuschen, mit gleichfarbigen Tischen und Bänken umgeben, entdeckt ich. Hier weitet sich der Blick über mitten im Forst liegende, abgeerntete Felder. Schräg rechts hoher, dunkler Kiefernwald und geradezu junge Schonung an sanftem Dange. Lang sich davor hinsiehend eine üppig grüne Waldwiese, durch die ein Bach mit klarem Wasser langsam dahinfließt. Ein Flecken Ruhe, das Gott sicher nicht im Jörn geschaffen hat. Wundervolle Ruhe umgibt uns. Mein Begleiter zeigt mir die junge Sträucheranpflanzung am kleinen Bdyll, die sein treuer Wildhüter, der vor kurzem ins Gras beißen mußte, noch angelegt hat. Der brave Grünrod, mit dem er hier so oft geseßen, und mit dem er viel gute Gedanken über Hege und Pflege des Wildes getauscht hat, muß ihm wohl besonders nahegestanden haben, denn es klingt eine aufrichtige Trauer um den seltenen Menschen und Freund in seiner Stimme.

Wetter geht's, und dann bin ich allein — allein mit mir und mit meiner lieben Einsamkeit. Lautlos bin ich noch ein Stück auf breitem Waldweg gewandert. Dann habe ich die Windrichtung am Rauche meiner Pfeife ermittelt und habe mir mit dem Kider einen Stand an einer alten Kiefer zurechtgeschnitten.

Ich sitze auf meinem Jagdstock. Hinter mir alter Kiefernbestand, vor mir, jenseits des Weges, fast unburdoringliches Nadelholzdickicht. Die Sonne steht schon schräg im Westen und zaubert goldene Lichtreflexe durch dunkelgrünen Geäst. Im hohen Forst zwitschert ein Rotkehlchen, melden die Amseln, und ein lustiges Meisenvolk turnt pierend und

zwitternd von Ast zu Ast. Die letzten Sonnenstrahlen sind geschwunden; es wird schättrig. Kein Lusthauch. Die Vögel sind schlafen gegangen. Eine heimliche Stille steht um mich herum.

Da plötzlich, wie aus der Erde herausgewachsen, sitzt dicht vor mir ein schlagraues Kaninchen und äugt mich groß an. Langsam verluche ich in Anschlag zu gehen, aber schon hat es das gegenüberliegende Dickicht wieder verschluckt. Dann sehe ich weiter entfernt, links von mir, dort, wo sich auf dem Weg eine kahle, sandige Stelle befindet, einen der kleinen Nager. Als ich den Finger krumm mache, dreht sich das Ding einige Male um sich selbst und versucht dann, dort zu verschwinden, wo es herkam. Rasch bin ich an Ort und Stelle und fasse meine Beute. Mir tut der unglückliche Schub leid, und ich befreie das zappelnde, ängstlich klagende Tierchen durch einen kräftigen Hieb hinter die Köpfe von seinen Qualen. Dann stehe ich wieder auf meinem Plage — still —, ohne mich zu regen. Noch habe ich ja leidliches Büchsenlicht, und ich will hier ausharren bis zum Dunkelwerden.

Auf einmal warnt vor mir im Unterholz eine Amsel, und gleich darauf zetzt eine zweite dazwischen, anscheinend ärgerlich über eine unliebsame Störung. Gespannt auf das, was nun kommen wird, gehe ich in Anschlag. Lange brauche ich nicht zu warten, denn kaum fünfzehn Schritte links vor mir bewegen sich leise die hohen, gelben Halme des Binengrases. Dann schiebt sich vorsichtig ein spitzer Fuchsstopf hindurch. Nach rechts und links und nach links und rechts windet die feine Nase. Ich sitze, wie zu Stein erstarrt, den Finger am Abzug. Aber ich drücke nicht, eingedenk des Verbotes des Jagdherrn. Still lache ich in mich hinein, weil Reinhardts Spürnaschen mich nicht zu entdecken vermag. Nun sehe ich schon Hals und Vorderläufe. „Jungchen, du gehörst mir“, denke ich, als mir der Fuchs scharf in die Mündungen äugt. Er mag wohl doch die süße Bitterung des neben mir liegenden Kaninchen weggetriegt haben. Doch das im dunklen Schlagshatten der alten Kiefer sitzende „Etwas“ muß ihm wohl doch nicht recht geheuer vorkommen. Ich bin mir auch nicht bewußt, mich irgendwie bewegt zu haben, obwohl mir die Arme beinahe einschlafen, — aber plötzlich macht Keineke eine kurze Wendung, ich sehe noch die lange, dickbehaarte Rute emporkliegen, — ein höhnischer Abschiedsgruß für mich —, und dann ist der rote Freibeuter lautlos im dichten Bestande verschwunden.

Dunkler ist es hier unten im Forste geworden, aber schon erglänzen die Kronen der hohen Kiefern im silbernen Plichte des eben aufgegangenen Vollmondes. Schritt für Schritt habe ich mich zurück an die Waldecke gewirkt, wo ich in den Schatten eines dicken Akazienstammes trete. Taghell erleuchtet liegt vor mir die junge Schonung und weiter nach links das freie Feld, über das ein Sprung Rebe geradeswegs auf mich zuzieht. Leider kann ich ohne Glas nicht feststellen, was Bock und Rade ist. Und dann verhofft die ganze Gesellschaft auf einmal. Mit langen Hälften sichert man nach meinem Stande. Ein kurzer Galopp ins Feld hinaus, ein mehrstimmiges Schreden und untergetaucht ist die Familie im grauen Nebel, der sich über die Wiese gelagert hat.

Langsam gehe ich weiter. Von Nordosten her höre ich das Schreien der Wildgänse in der Luft, die dann mit klingenden Schwingen — aber für den Schub viel zu hoch —, über mir hinwegziehen. Ein dicker, großer Waldlauf hat mich entbezt. Immer und immer wieder kommt er zurück und umschwebt mich mit leisem Flügelschlag in mächtiger Höhe, als wollte er fragen, was hast du sündiges Menschenkind jetzt im heiligen Waldesdom zu suchen, wo der Herrgott sein Hochamt hält?

Ich habe den hohen Eichenforst erreicht. Ein tiefes, feierliches Schweigen umgibt mich. Ungeern nur denke ich an den Heimweg. Ich weiß, daß ich heute nicht unter andere Menschen passe, weil ich besessen bin vom Zauber dieser wundervollen Waldnacht.

## Namundo.

Eine Erzählung von L. Feldmann.

Namundo war die Frau eines Negers in Westafrika. Sie war zirka 10 Jahre mit dem Batwirimann Njoto, einem Fischer verheiratet. Er starb aber sehr früh und so kam es, wie es bei den Negern üblich, daß sie Eigentum ihres Mannes Onkel wurde. Der Onkel mit Namen Nambeko war ein wohlhabender Negor, er besaß 23 Frauen, eine Farm, und betrieb außerdem Fischfang. Namundo war nun in dem großen Haus die 24. Frau. Da sie schon vorgerückten Alters und nicht mehr schön war, so galt sie dem alten Nambeko weniger zur Freude, sondern mußte die schweren Farmarbeiten verrichten. Ihre Kleidung, welche nur aus einem Leinentuch und einer doppelten Perlenkette bestand, mußte sie sich mit schwerer Farmarbeit verdienen. Nun starb der

alte Nambeko, niemand hatte mehr Anspruch auf sie, sie war nun frei, konnte tun was sie wollte. Sie baute sich mit Hilfe einer Stammeschwester abseits vom Gehöft ein kleines Haus, bestehend aus einem Zimmer, in welchem auch ihre beiden Ziegen und die Hühner Unterkunft fanden. Durch ihrer Hände Fleiß vermehrte sich der Viehbestand, so daß sie ihr Mattenhaus mit einem kleinen Anbau versehen mußte, denn es ging nicht mehr an, daß die Schweine, die noch hinaufkamen, auch noch in dem kleinen Raum kampierten. Sie pflanzte was sie nun zum Leben brauchte, sogar noch mehr, kam jemand zu Besuch, oder wurde von der Nacht überrascht, so war es Namundo, die ihn beherbergte. So entstand aus ihrem bescheidenen Heim eine Pension. Die Bezahlung war ja gering, aber sie hatte Freude an dem Verkehr und eine Pfeife Tabak blieb doch für sie. Tabak wies sie nie zurück, wollte er in ihrer kurzen Tonpfeife nicht schmecken, so wurde er mittels zwei Steinen zu Schnupftabak zerrieben, um den Genuß zu erhöhen wurde demselben noch etwas wohlriechende Baumrinde beigemischt.

Eines Tages kam sie auf den Gedanken, ihre Einkünfte zu verbessern. Da sie früher schon des öfteren um Rat in Krankheitsfällen gefragt wurde, ließ sie sich in Zukunft ihre Hilfeleistung bezahlen. So wurde sie eines Tages zu einer Frau gerufen, die „vom bösen Geist“ befallen war, denn kommt irgend eine Krankheit oder Unglück vor, so kann dies nur durch einen bösen Geist verursacht sein. In diesem Falle klagte die Frau über allerlei Beschwerden. Namundo erklärte nun, erst müsse man ihr ein Huhn schlachten, davon werde sie einen Teil zur Herstellung der Medizin verwenden. Dies wurde ihr erfüllt. Nun ging sie in die Farm, holte allerhand Kräuter, verschiedene Rinden zerrieb und kochte sie und stellte so den heilwirkenden Trank her. Den anderen Teil, oder wollen wir sagen den arößten Teil des Huhnes, mußte sie essen, denn mit hungrigem Magen einem Kranken helfen zu wollen, wäre verkehrt. Mit der nötigen Zeremonie, die jedem Negor eigen ist und für die er sehr empfänglich ist, wurde die Medizin angewandt. Wirklich trat am folgenden Tag Besserung ein und der Ruf Namundos war gesichert. Die Medizin war weniger abwechslungsreich, aber dafür ausprobirt, denn gestorben war niemand daran. Mitunter wurde auch zur Herstellung der Medizin Palmwein, eine Ziege oder auch ein Schaf gefordert. Vieh hatten die Eingeborenen ja alle und die Angehörigen gaben gern davon ab, wenn nur dem Kranken geholfen werden konnte. Das Geschäft ging also gut und ihr Viehbestand vergrößerte sich zum Nutzen der Koftgänger. Auf Pump wurde nichts getan, denn solange der Kranke in seinen Schmerzen lag, war man freigebig, starb er aber oder es ging ihm besser, dann war es schon schwerer, das Honorar zu bekommen. Selbst die Arbeiter der nahegelegenen europäischen Pflanzung, welchen ein gut eingerichtetes mit einem Heilgehilfen versehenes Hospital zur freien Verfügung stand, gingen oft zur Kurpfuscherin Namundo, obwohl sie da recht viel bezahlen mußten.

Nicht selten kommt es vor, daß diese farbigen Medizinfrauen oder -Männer dazu benutz werden irgend welche lästigen Personen zu besettigen. So zum Beispiel ist unser treuer, gewissenhafter Schreiber Franz ein Opfer geworden. Lange Jahre füllte er im Bureau am zweiten Fenster den Platz aus, bis eines Tages das schwarze, doch sehr angenehme Gesicht fehlte. Er war unverhofft erkrankt. Am Abend vorher war sein Stiefvater zu Besuch gekommen, in seiner Begleitung befand sich ein wenig vertrauenerweckender Mann, der sich später als Medicinmann entpuppte. Der Stiefvater erklärte sich sofort bereit, mit seinem Freunde, dem Medicinmann, die Pflege zu übernehmen. Als ich am Nachmittage meinem Manne davon erzählte, ging er sofort, nichts Gutes ahnend, zum Krankenlager. Schon beim Eintreten wurde ihm erklärt, er brauche sich nicht zu bemühen, Franz sei wohl krank, aber sie würden alles versuchen, ihm zu helfen. Mein Mann ließ sich aber nicht abweisen, ging ans Krankenbett und fand Franz schon dem Tode nahe. Das sonst so frische Gesicht war eingefallen, grau, die Augen leblos ohne den Schmerz zu verraten. Hier war es die höchste Zeit, den Mann aus den Händen dieser Giftmischer zu entreißen, um das Schlimmste zu verhüten. Mein Mann ordnete sofort den Transport ins Viktoria-Hospital an, dem ein europäischer Arzt vorstand. Währenddem die Bootsjungen ein weiches Lager im Boot für den Kranken herriichteten, kam es zwischen den Anhängern von Franz und dessen Stiefvater zu heftigen Auseinandersetzungen. Sein Freund, der Medicinmann, war nirgends mehr zu sehen. Bevor noch der Transport vor sich ging, hatten Franzens Freunde Namundo geholt, sie sollte ihn retten. Es bestand aber wenig Hoffnung, denn leider war schon der Starttramof eingetreten, Franz nicht mehr in der Lage, Medizin einzunehmen. Nach zwei Stunden war der Kranke im Hospital Viktoria untergebracht, seine Stunden waren gezählt, denn am nächsten

Morgen, als die Sonne ihre Strahlen in die wunderschöne Nacht von Victoria warf, fuhr das Boot mit der Nachricht zurück, daß Franz in der Nacht gestorben sei. Er war von seinem Stiefvater vergiftet worden, um durch den Tod seines Sohnes in den Besitz von Frau und Farm zu gelangen.

Eines Tages sollte auch an mir die allmächtige Medizin erprobt werden! Ich hatte mich erkältet, konnte meinen Hals nicht bewegen, von allen Frauen des nahen Eingeborenenortes wurde ich aufrichtig bemitleidet. Auch Ramundo hörte von meiner Erkrankung, ließ durch meine Hausjungens fragen, ob sie mich besuchen dürfe, um mir evtl. zu helfen. Erst lachte ich darüber, aber die Jungen und auch der Koch versicherten, daß Ramundo mit ihrer Medizin mir bestimmt Heilung brächte. Nach längerem Reden dachte ich, diesem alten Weibe damit eine ganz besondere Freude zu machen und sagte zu. Koch am selben Abend erschien sie in meinem Hause mit ihrer geheimnisvollen Medizin. Dieselbe bestand aus einem dünnen Stengel, ähnlich dem hiesigen Brennnesselstengel, sie band ihn mir um den Hals, machte einigen Holuspokus dabel und beschwor mich, denselben nicht abzunehmen, da er dadurch die Wirkung verliere, nach dem dritten Tage käme sie selbst, ihn abzunehmen. Jetzt aber war die Spannung aufs höchste gestiegen, denn wie ein Lauffeuer sprach es sich unter den Schwarzen herum, daß selbst ich, die weiße Frau, sich von Ramundo helfen ließe. Am nächsten Tage begannen meine Schmerzen nachzulassen und wirklich am dritten Tage waren sie ganz weggegangen, aber bei den Eingeborenen war es selbstverständlich nur die Wirkung der guten Medizin. Jetzt war Ramundo geholfen, keiner zweifelte mehr an ihrer Kunst und daraufhin sah ich täglich Leute mit dem heilbringenden Stengel am Hals herumlaufen.

## Neue Bücher

\* „Germanische Kultur in der Urzeit“. Von Bibliotheksdirektor D. G. Steinhäuser. Mit 14 Abbildungen im Text. — Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 1005. — (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig). Steinhäusers Buch, eine allgemein verständliche Darstellung des Stoffes, dabei aber mit streng wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und auf Grund sorgfältiger Quellenforschung geschrieben, gibt ein klares, abgerundetes Bild von dem Kulturstadium der Germanen in der Urzeit, d. h. hier zur Zeit ihres frühesten Auftretens in der Geschichte. Doch auch die neueren Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung sind keineswegs übersehen. Die Darstellung, die nicht nur einen Bildauschnitt gibt, sondern auch die Entwicklung der verschiedenen Kulturstufen aufzeigt, arbeitet neben den einzelnen sachlichen Gesichtspunkten auch die zeitlichen klar heraus.

\* Sven Hedin: „An der Schwelle Innerasiens“. (B. A. Brodhäuser Verlag, Leipzig). Einen tiefen Einblick in Sven Hedins Forscherleben eröffnet der soeben erschienene 23. Band der bekannten Sammlung „Reisen und Abenteuer“ (Brodhäuser, Leipzig), der den Titel „An der Schwelle Innerasiens“ trägt. Es sind die ersten Schritte, die der damals 25jährige schwedische Forscher in dem Gebiete tat, das ihn wenige Jahre darauf als den erfolgreichsten Entdecker wiedersehen sollte. Hedin schildert seinen Aufenthalt in der Märchenstadt Samarkand. Auf schwierigen Bergwegen drang Hedin im Winter aus russisch-turkistan über den riesenhaften Gebirgswall des Tienschan vor. Er war dabei auf die tatkräftige Unterstützung der Bergkirgisen angewiesen und schon damals zeigte sich, in welcher trefflicher Weise der Forscher mit den Stämmen Innerasiens zu verkehren verstand, so daß es ihm möglich wurde, seine Reisepläne mit Unterstützung der Eingeborenen zur Durchführung zu bringen. In Kaschgar trat er zum ersten Mal in Berührung mit der chinesischen Welt, wobei es verschiedene abenteuerliche Zusammenstöße gab. Die Ausstattung mit Bildern ist wieder reich und musterhaft; wir finden darunter eine ganze Anzahl Handzeichnungen Hedins und auch Bilder nach Zeichnungen des berühmten russischen Malers Werschischagin. Halbl. M. 2.80, Ganzl. M. 3.50.

\* „Fair Play“, Sport, Spiel und Geist in England. Mit 16 gansseitigen Bildtafeln in Kupfertiefdruck von Rudolph Rircher. (Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt am Main). Rud. Rirchers Buch wird, um der Entdeckung des intimen, des Old Merry Englands willen in Deutschland ebenso interessieren, wie sein mehr politisches Buch über die „Engländer“, die twischen und doch prominenten englischen Zeitgenossen. Ein Sportbuch, wie es sicher noch nicht geschrieben wurde, und wie es vielleicht auch nur über England, das Mutterland der ganzen moder-

nen Sportbewegung, geschrieben werden kann. Die Einzelheiten über Cricket, Fußball, Golf, Tennis, Leichtathletik, Wasser- und Pferdesport usw. sind vielleicht nicht ganz unbekannt, aber die Perspektive, unter die all diese Dinge gerückt, die Selbstverständlichkeit, mit der sie zu dramatischen und musikalischen Volksbewegungen in Beziehung gesetzt werden, ist neu und verblüffend. Die Darstellung des englischen Sportslebens gibt die Möglichkeit einer ganzen Charakterologie des englischen Volkes, seiner Landschaften, Stämme, Parteien und sozialen Schichten. Das Thema führt in Tiefen und Zusammenhänge, die Rirchers Buch auch für den wichtig und interessant machen, dem der Sport und englische Sonderverhältnisse vielleicht weniger zu sagen hätten. Es geht hier um ein in England durch besonders günstige Vorbedingungen spontan verwirklichtes Erziehungsideal, in dem Körper- und Geisteskultur einen gefunden Ausgleich finden.

\* Ludwig Bizo: „Haus Molitor“. Roman. (Ullstein-Verlag, Berlin SW. 68). Ein Roman, der das Problem der Suggestion behandelt. Die Geschichte vom Zusammenbruch eines vornehmen Hauses. Besonders interessant ist die Figur eines Mannes, der in traumartiger Hellsehigkeit einen Mord in der Familie entdeckt und zu seinem Rächer wird. Die Handlung ist außerordentlich spannend.

\* Jack London: „Martin Eden“, Entwicklungsroman in 2 Bänden. (Universitas, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft, Berlin W. 50). „Martin Eden“ ist der repräsentative Entwicklungsroman, mit dem das moderne Amerika den großen europäischen Vorgängern würdig an die Seite tritt. Jack London gestaltet hier den Aufstieg eines jungen Proletariats zum berühmten Schriftsteller, stellt also in vielem seine eigene Geschichte dar. Mit einem unbezähmbaren Drang zur Höhe strebt und kämpft sich Martin Eden, unter bitterster Not und Entbehrungen, heraus aus den Niederungen, aus denen er stammt. Mit übermenschlicher Energie erarbeitet er sich, der rohe und ungebildete Matrose und Arbeiter, Sprache, Bildung und Umgangsformen der höheren Schichten. Großartig wie nie zuvor ist hier dargestellt die Kraft der Persönlichkeit und der Idee, die alle äußeren Hindernisse und Schranken aus dem Wege räumt; umso tragischer dann der Zusammenbruch am inneren Erlebnis: der arglosen Enttäuschung über die Menschen. — Unnötig zu sagen, daß auch dieses Buch wie alle Werke Jack Londons in hinreißendem Schwung und mit unerbittlicher Folgerichtigkeit geschrieben ist.

\* Jack London: „Vor Adam“ Uebersetzt von Ernst Untermann. Mit zahlreichen Abbildungen. (Frankische Verlagshandlung, Stuttgart). Ganz besonders ausgeprägt sind diese Merkmale Londonischer Erzählungskunst in „Vor Adam“. Ein junger, gebildeter Mensch — Phil Adam — erlebt in nächtlichen Angstträumen die ganze vormenschliche Entwicklungsgeschichte, als unsere Ahnen noch auf Bäumen haupften. Man steht mitten drin im halbtierischen Stopenleben und in den Stammeskämpfen. Meisterhaft geschildert sind das langsame Erwachen, das erste Aufdämmern der Kultur. Ein seltsames Werk, dieses Bild aus dem Leben unserer frühesten Vorfahren. Ausgehend von der Darwinischen Theorie legt es bewußt und erfolgreich die Ergebnisse der entwicklungsgeschichtlichen Forschung dar.

\* Adolf Uzarski: „Kurufallawalla“, eine sensationelle Geschichte. Mit 72 Abbildungen des Verfassers. (Delphin-Verlag, München). Uzarski hat diesmal ein neues Gebiet aufgesucht, das ganz besonders dankbar und aktuell ist, nämlich die Uppigkeit ins Kraut geschossene Verehrung der Filmsterne und Muskelmänner, die er in seiner bekannten geistreichen Art spöttisch und lustig darstellt. Inhaltlich ist es die Geschichte einer Filmexpedition, die auf eine eigens zu diesem Zwecke von einer Seeschlange ausgehende Insel verschlagen wird und dort die ergötlichsten Abenteuer mit den eingeborenen Wilden erlebt, wobei die „Sterne“ Susanna Sajunni und Mahamet de Strauß willkommenste Gelegenheit finden, in ihrem hellsten Glanze zu erstrahlen.

\* Robert Hülfemann: „Das Buch der Spiele für Familie und Gesellschaft“. (Fesse u. Beder, Verlag, Leipzig). Lessing, sicherlich einer der besten Vertreter unseres Volkes, fand Zeit seines Lebens Vergnügen am Kartenspiel. Heute gehört es mit zur Bildung, sich an gesellschaftlichen Spielen beteiligen zu können. Deshalb wird das Buch Robert Hülfemanns vielen willkommen sein. Es ist nicht trocken, nicht hastig zusammengeschrieben, sondern gediegen und doch kurzweilig: Erfahrungen eines alten Praktikers, guten Gesellschafters und leidenschaftlichen Kartenspielers. Alle Arten Spiele — vom Würfelspiel über das edle Schach und die mannigfachen Kartenspiele bis zu Lotto und „Glode und Hammer“ — werden leichtfaßlich erklärt und durch Beispiele verständlich gemacht.